

und eine ausgefeilte Choreografie der Auf- und Abtritte, um das hohe Tempo und den Rhythmus aufrechtzuerhalten. Dies zeugt von der jahrelangen Erfahrung des Regisseurs Pepi Pittl und trägt zur kurzweiligen Aufführung bei. Die Bühnenausstattung und die großartigen Kostüme runden das Theatererlebnis ab.

Othmar Haller als „Don Quichote“ und Alexander Schwarz als „Sancho Pansa“ bilden ein eingespieltes Duo und führen ein spielfreudiges Ensemble an. Alina Sprenger interpretiert sehr glaubhaft Dulcinea als bodenständige Tiroler Kellnerin. Die

geschickte Verwendung von Dialekt und Hochdeutsch unterstreicht die soziale Stellung der Figuren.

Besonders beeindruckend ist die herausragende Verständlichkeit aller Schauspieler:innen trotz der enormen Bühne und der großen Entfernungen, was eine bemerkenswerte Leistung darstellt und intensives Training und Proben erfordert.

Beeindruckend auch die Größe des Ensembles, das sich über alle Altersgruppen erstreckt. Dies zeigt die hervorragende Vereinsarbeit im Hintergrund, und es ist

erfreulich zu sehen, dass auch für den Nachwuchs gesorgt ist, wie die Zugabe der Kindertheatergruppe nach der Dernière zeigt.

Glückwunsch!!!

konrad hochgruber



## Geschichte erzeugt Geschichten

**Sowohl der Tradition als auch der Vergangenheit verpflichtet, zeigte sich diesen Sommer der über die Gemeindegrenzen hinaus bekannte Theaterverein.**

Einerseits der Tradition, gutes, authentisches, bestens besetztes Theater auf die Bühne zu bringen. Auf der anderen Seite, sich des ursprünglichen „Volkstheatergedankens“ anzunehmen.

Apropos Bühne: Die Rumer geben Führungssicherheit mit einer Outdoor- und Indoorversion ihrer Spielfläche. Das ist ein nicht zu unterschätzender Aspekt, wenn man die unbeständigen Sommermonate in Betracht zieht. Und trotzdem sehen sich einige Theater-

geher genötigt, Karten zu stornieren, weil man „drinnen nicht so eine gute Sicht hat wie draussen auf der ansteigenden Publikumstribüne“. Ein fadenscheiniger Grund, wie mir scheint.

Apropos „Siebelbauern“: diese authentische Geschichte wurde von Stefan Ruzovitzky 1998 verfilmt, für die Bühne 2011 von Stefan Hellberg dramaturgisch aufbereitet. So weit, so faktenbasierend.

Geschichte erzeugt Geschichten, lässt Vergangenes gegenwärtig erscheinen.

Wenn auch oftmals in einem anderen, verklärteren Blick. Hierarchien sind etwas Unausweichliches im zwischenmenschlichen Gefüge. Ob Politik, Gemeinde, Schule, überall dort, wo es „menschelt“, trifft man auf sie. Sie ist ein Sinnbild für Ordnung, Regeln, System, und lässt nicht selten Gegenstimmen laut werden. Man wehrt sich, auch wenn es manchmal länger dauert. So ist es heute der Fall und so war es auch vor Jahrhunderten, als alles noch einen Gang langsamer lief und man sich nicht darum scherte, was der Nachbar dachte.

Jedoch insgeheim und argwöhnisch das beäugte, was sich im Umfeld abspielte, und wo man vielleicht den Nachteil des Anderen zu seinem eigenen Vorteil machen konnte.

Weit verbreitet waren damals, im 19., 20. Jahrhundert, die Höfe, Gehöfte, Liegenschaften, die bereits seit Generationen in Familienbesitz waren. Und auch hier waren die Hierarchien der tägliche Begleiter im Zusammen..., nennen wir es ...hausen. Der Bauer hatte das Sagen, schaffte an, das „Gesinde“ hatte zu spüren. Besonders die Mägde waren oft der Willkür und den Hormonen des Altvorderen, des Bauern, Lehnsherrn auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Frauenrechte wurden auf Matratzen niedergedrückt, Gewalt und Gegenwehr im Keim erstickt. Man brauchte die Arbeit, war oft ungelernt, arrangierte sich mit den Gegeben- und Gepflogenheiten. Keine Wahl habend, mit einhergehend keine Chance auf ein anderes, besseres, menschenwürdiges Leben.

Das Licht am Ende des Tunnels war die Morgensonne, die man nach nur kurzer Nacht, sich bereits auf dem Feld befindend, erblickte, wenn man – meist für einen Hungerlohn, oft nur für Kost und Logis – seine letzten Kräfte, seine Würde und den letzten Tropfen Selbstachtung verlor. Das (manchmal provozierte, manchmal unkalkulierte) Schicksal ist ein Gegner, der mit gezinkten Karten im Spiel des Lebens spielt. Oft steigt es als Sieger aus dem Ring. Manchmal aber zeigt es sich einsichtig, bringt den zur Strecke, der es verdient.

Und wenn es – wie im vorliegenden Fall – durch die feminine, entschlossene Hand zuschlägt (...sticht), zeigt die Vergangenheit ihre unbarmherzige Fratze und fordert ihr berechtigtes Opfer.



Foto Leonhard Gruber

Die SIEBELBAUERN (sie könnte auch den Untertitel „Stunde der Abrechnung“ tragen) wurde durch die Musik der „Vielsaitigen“ (feat. Alexander Giner) realistisch, eindringlich, teils von morbiden Zynismus getragen. Dur und Moll trafen sich zu einem harmonischen, manchmal bedrohlich klingenden Stelldichein. Bierkrüge und allerlei Requisiten verstärkten rhythmisch die Szenerie.

Die ideenreiche, bar jeder Nostalgie und Heimatfilmromantik geführte Regie von Fabian Kametz zeichnete ein Abbild dieser Zeit, und schaffte es so, das Publikum Teil der Geschichte werden zu lassen.

Der Kunstgriff, den Part des Erzählers auf das Ensemble aufzuteilen, hielt das Stück lebendig und spannend. Ein

weiterer Hinweis und Fingerzeig darauf, dass das „Theater Rum“ in vielen Genres beheimatet ist, und dies auch in Zukunft so weiterführen wird.

Franz Osl